

Leseprobe I

Die ersten 30 Seiten des Romans

Lesedauer: 27 Minuten

Für Selina

Die Venus-Entführung

Von Manfred Seeß

In zwanzig Jahren wirst Du mehr bedrückt sein wegen der Dinge, die Du nicht getan hast, als wegen der Dinge, die Du getan hast. Also mach die Leinen los. Verlasse den sicheren Hafen. Lass den Passatwind in Deine Segel wehen. Forsehe. Träume. Entdecke.

Twenty years from now you will be more disappointed by the things you didn't do than by the ones you did do. So throw off the bow lines. Sail away from the safe harbor. Catch the tradewinds in your sails. Explore. Dream. Discover.

Mark Twain (1835 – 1910)

Wir Maler nehmen uns die Freiheit, die sich die Poeten und die Narren nehmen.

Nui pittori ci pigliamo la licentia che si pigliano i poeti et i matti.

Paolo Veronese (1528 – 1588)

Prolog

Am Anfang ist die Ungewissheit am größten. Doch jeder gute Anfang gründet auf einer Herausforderung.

Seine ersten Schritte führen durch die Dunkelheit. Diese birgt Gefahr. Löscht das Rundherum. Macht das Gute und Nützliche unsichtbar.

Doch die Dunkelheit bietet auch Schutz. Sie verhindert, dass man ihn entdeckt. Und verbirgt das Erschreckende und das Liederliche.

Sie ist ihm Feind und Freund zugleich.

Der Strahl seiner Stirnlampe streicht über den glatten Boden. Der Eindringling folgt dem Lichtkreis. Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen.

Bei manchen Schritten werden seine Schuhe im Schein der Stirnlampe sichtbar.

Schwarze Laufschuhe.

Sind zu sehen.

Verschwinden wieder.

Sind wieder zu sehen.

Verschwinden wieder.

Nichts Hinderliches, nichts Überraschendes soll im Lichtkreis auftauchen. Und wenn doch blieben ihm nur Momente, vielleicht nur Bruchteile von Sekunden, um zu reagieren.

Es ist nichts zu hören. Er hat keine Anhaltspunkte. Dunkle Tiefe.

Die Stirnlampe leuchtet direkt vor ihn hin. Grob gesprenkelter Marmor. Schön eigentlich. Er dreht den Kopf einmal kurz nach rechts. Nur kurz. Das hätte er besser bleiben lassen sollen.

Denn dort ist etwas.

Hat es sich bewegt? Gibt's doch nicht. Hoffentlich nicht.

Er bleibt abrupt stehen. Weiß nicht genau, wie weit er schon gekommen ist, sieht immer nur den Punkt, den der Strahl der Stirnlampe gerade erfasst.

Den Kopf erneut in diese Richtung drehen. Aber langsam. Die Stirnlampe als Suchscheinwerfer. Der Lichtkegel soll dorthin zurückfinden, wo er gerade war.

Dort!

Schlangen, Echsen, Salamander. Und Drachen. Kleine, geflügelte Drachen. Ineinander verwobene Fabelwesen.

Schaurig.

Aber leblos.

Es ist nur ein Teppich. Ein abgetretener Teppich mit einem solchen Muster. Diesen hat er sich, Stunden zuvor, nicht eingeprägt, weil er abseits des Pfades liegt.

Weiter Vorrücken. Möglichst lautlos. Jetzt ist nicht die Zeit, um auf Trugbilder hereinzufallen. Kurs halten, dabei hineinfühlen, in die Weite der Umgebung.

Die Kriechtiere bleiben in der Finsternis zurück.

Bald wird das Ende des Raumes da sein. Es kommt auf ihn zu. Der ungebetene Besucher will nicht erschrecken, wenn sich plötzlich die Wand vor ihm auftut. Er will nicht . . .

Stopp.

Der Suchscheinwerfer hat etwas erfasst.

Schwarze Quader tauchen auf.

Aufgereiht stehen sie an der Längswand des Raumes, dessen Höhe im Dunklen verborgen bleibt. Der Lichtkegel huscht über sie hinweg. Und stellt dar, was sie sind: alte Holztruhen.

Der Eindringling schleicht zu einer seitlich in der hinteren Reihe stehenden Truhe. Hier schaltet er die Stirnlampe aus. Nichts soll auf seinen Standort hinweisen. Da soll nur Schwärze sein.

Was folgt, kann er blind. Er greift zur mitgebrachten Haltevorrichtung aus Kunststoff. Diese ist zusammengelegt. Und wird nun mit geübten Handgriffen aufgeklappt. Ein stabiles Rechteck entsteht. Ein Rahmen.

Hände in schwarzen Lederhandschuhen betasten vorsichtig den eisenbeschlagenen Deckel der Truhe. Heben ihn an. Der Deckel wird behutsam um die Scharnierachse gedreht. Bis zum Anschlag. Ein leises Knarren lässt sich nicht unterdrücken. Hat das jemand gehört?

Die Hände halten inne. Die Truhe steht nun geöffnet in der Dunkelheit. Es riecht nach Holz.

Achtsam, aber beherzt greift er ins fremde Innere des tiefen Behältnisses. Wie Fühler schieben sich Lederhandschuhfinger langsam nach unten. Immer weiter nach unten. Nichts als Leere ist zu spüren. Mit jedem Zentimeter steigt die Anspannung. Das ungewisse Hinabsinken vermittelt das Gefühl eine zähflüssige Masse zu durchdringen. Bis zum ersten Kontakt.

Seine Hände suchen Anhaltspunkte. Es fühlt sich solide an. Er greift zu.

Vorsicht beim Herausheben! Ganz langsam nach oben.

Abstellen.

Stirnlampe einschalten.

Da ist es.

Das ist es.

Ein Ölgemälde.

Ein Ölgemälde in einem rohen Holzrahmen, auf dem eine handschriftliche Notiz auszumachen ist. „60 x 97“. Größenangaben. Das Bild ist 60 Zentimeter hoch und 97 Zentimeter breit.

Der Stirnlampenmann macht das Gemälde samt Rahmen in der Haltevorrichtung fest. Das hat er in den Tagen davor mit Requisiten geübt. Auch mit verbundenen Augen.

Er greift nach seiner Armbrust. Die trägt er am Rücken. Nun versetzt er sie vor die Brust. Statt der Waffe wird das rechteckige Paket geschultert. Alle Bewegungen sind einstudiert.

Was jetzt kommt, wird schwieriger.

Phase zwei.

Kurs auf die versperrte Flügeltür nehmen. Die kürzeste Verbindung führt schräg über den glatten Marmor, vorbei an dem alten Teppich. Dessen Kreaturen halten respektvoll still.

Jetzt steht der Armbrustträger vor der Flügeltür. Er muss das Schloss knacken. Zwei Picksets hat er dafür dabei.

Gleich der erste Pick fühlt sich gut an. Während er das Türschloss bearbeitet, fühlt er Schweiß auf seiner Stirn und zwischen Mund und Nase. Er leckt die winzigen, salzigen Perlen um die Lippen herum ab. Dabei streicht seine Zunge unwillkürlich über die Innenseite der schwarzen Gesichtsmaske.

Das Schloss widersteht dem Pick nur ein paar Sekunden.

Die Tür springt auf, begleitet von einem metallischen Klicken. Für den Maskierten ist es ein metallisches Dröhnen. Er erschreckt. Ein instinktiver Griff zur Armbrust. Heftiges Herzklopfen. Ihm ist, als würde das Pochen durch das ganze Gebäude hallen. Er zwingt sich, ruhig zu atmen. Noch kein Alarm. Zumindest kein hörbarer. Sollte stiller Alarm ausgelöst worden sein, würde er dies sehr bald bemerken. Dann aber wäre es zu spät.

Er verlässt nun den Ort, an dem er seine ersten Schritte durch die Dunkelheit gewagt hat - den Ort, der als Kunstdepot genützt wird und an die Ausstellungssäle I und XVI grenzt.

Der neue Raum, den die schwarze Gestalt jetzt betritt, dient einem ausrangierten Schreibtisch und Dutzenden ungeordnet herumstehenden rotgepolsterten, golden lackierten Holzstühlen als Abstellfläche. Er grenzt ebenfalls an zwei Ausstellungssäle. Auch an die Nummer XVI und an die Nummer XVIII. In den Sälen ist die Notbeleuchtung eingeschaltet. Ihr schwacher Schein kriecht durch die Türschlitze.

Es ist 2.36 Uhr.

Gut neun Stunden vorher, später Nachmittag. Ein Arbeiter mit einem großen, dunkelgrauen Plastikmüllsack tritt lustlos durch die Gänge. Niemand fragt ihn, warum er hier ist, was es denn zu tun gibt. Er sucht das Depot mit den alten Holztruhen auf.

Keiner da. Aber es könnte jederzeit jemand kommen. Versteckt hinter einem hohen Metallregal, in dem verschlissene Folianten, Quart- und Oktavbände zu finden sind, wartet der Mann auf das Schließen des Museums.

Als es so weit ist, hilft ihm seine Handwerkerkluft nicht mehr. Niemand darf zu dieser Stunde hier sein. Auch kein Arbeiter. Und schon gar nicht jemand, der sich als Arbeiter verkleidet hat. Draußen in den Ausstellungssälen werden die Bewegungsmelder aktiviert.

Für ihn, hier herinnen, beginnt der Countdown.

Ablegen der alten, zu großen, dunkelblauen Arbeitsjacke, der Arbeitshose und der abgenutzten, schwarzen Schirmkappe. Darunter trägt der Mann einen schwarzen Overall und einen Gürtel, an dem man einiges befestigen kann.

Zusammenfalten der Kleidungsstücke. Dies geschieht auf mehrfach geprobte Art. Die so entstehenden flachen Stoffpäckchen werden in den eigens aufgenähten Seitentaschen des Overalls verstaut.

Eine schwarze Maske, schwarze Handschuhe und eine Stirnlampe werden den Brusttaschen des Overalls entnommen.

Der Eindringling zieht die Maske über den Kopf und die Handschuhe an. Holt eine Armbrust, Bolzen, die kompakt zusammengelegte Haltevorrichtung, zwei Wurfhaken und zwei sorgfältig aufgewickelte Seile aus dem mitgebrachten Plastikmüllsack. Legt diesen ordentlich zusammen, lässt ihn ebenfalls in einer aufgenähten Tasche des schwarzen Einteilers verschwinden und legt sich dann rücklings auf den Boden. Er versucht zu hören, ob jemand in der Nähe ist. Doch es ist still. Ganz still.

Warten.

Langes Warten. Bis die Nacht am tiefsten ist. Solange bis selbst eingefleischte Nachtmenschen schlafen.

Das bewusste Atmen in den Bauch hilft ihm allmählich einen Schwebезustand zwischen Wachen und Ruhen zu finden.

Einatmen . . . ausatmen . . .

In den Rückenteil seines schwarzen Overalls ist eine dämpfende Gummischicht eingearbeitet. Sie speichert die Körperwärme und erleichtert das Liegen auf dem harten Steinboden.

Ruhig liegen. Dicht daneben: die Armbrust. Sie ist abschussbereit. Sieht aus wie ein Rieseninsekt in Lauerstellung.

Aus dem Einatmen . . . ausatmen . . . wird Quadratatmung. Wie sie auch Apnoetaucher praktizieren.

Sechs Sekunden einatmen durch die Nase.

Sechs Sekunden Luft anhalten.

Sechs Sekunden ausatmen durch den Mund.

Sechs Sekunden halten.

Und wieder von vorne, die vier Seiten des Quadrats.

Wie in Trance liegt er da – der Handwerker, der keiner ist. Wird eins mit seiner Umgebung.

Versunkenes Ausharren. Er kann die Zeit nicht überlisten. Aber gestalten.

Seine geistige Anderswelt besteht nun aus der Besteigung eines Berges. Die Tour dauert stundenlang. Es gibt einen Steig. Schroffe Felswände flankieren ihn. Einen anderen Weg nach oben gibt es nicht. Nur diesen Steig. Die Gipfelroute hat nichts zu verschenken. Sie duldet keine Nachlässigkeit. Lässt sich nicht abkürzen. Man muss sie gehen. Meter für Meter. Entweder man tut das. Oder man lässt es. Er besteigt diesen Berg. Eine Etappe nach der anderen. Als er oben ankommt, ist die Zeit abgelaufen.

2.30 Uhr. Nächtlicher Totpunkt. Nichts regt sich.

Der Liegende öffnet die Augen. Sekunden später richtet er den Oberkörper auf. Die Arme belässt er dabei seitlich angelegt. Es sieht unheimlich aus. Als ob eine Mumie zum Leben erwacht.

Vorsichtig steht er auf, schultert die Armbrust, bringt die Haltevorrichtung vor der Brust an, befestigt Wurfhaken und Seile am Gürtel, setzt seine Stirnlampe auf und schaltet sie ein.

Jetzt setzt er den ersten Schritt.

Seine Arbeit in dem Raum mit den Holztruhen wird er in fünf Minuten und fünf Sekunden erledigt haben.

2.36 Uhr. Der Maskierte mit dem Ölgemälde am Rücken lässt die soeben geknackte Türe geöffnet zurück. Auch die Truhe hat er offengelassen. Nur keine überflüssigen Geräusche. Losgehen. Vorsicht auf die vielen rotgoldenen Stühle. Immer wieder taucht ein neuer im Strahl der Stirnlampe auf. Nur keinen umstoßen. Das Krachen eines auf den Marmorboden fallenden Stuhls würde das Ende bedeuten.

Weiterschleichen. Zickzackkurs nehmen. Balance und Muskelspannung halten. Nicht wanken. Nicht wackeln. Keinen unsicheren Schritt setzen.

Jetzt noch in einen der angrenzenden Ausstellungssäle vorzudringen und ein Bild von der Wand zu nehmen wäre einfach, verlockend einfach.

In Saal I würde sich zum Beispiel ein rundes, hölzernes Tafelbild mit rechteckiger Basis anbieten: „Das Jüngste Gericht“, Tempera auf Holz, 12. Jahrhundert. Da sieht man Engel, die apokalyptische Trompeten blasen, um Tote zum Leben zu erwecken.

In Saal XVI sticht das Werk „Adam und Eva“ hervor. Adam und Eva, umgeben von mehr als 200 nach der Natur gemalten Tieren, Öl auf Leinwand, 19. Jahrhundert.

Saal XVIII enthält Ikonen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen eine den Heiligen Nikolaus in prächtigem Ornat zeigt und in rotgoldenen Bildern aus dessen Leben erzählt.

Tagsüber pilgern Heerscharen von Besuchern durch die 18 Säle. Es hat Jahrhunderte gedauert, die Sammlung zusammenzutragen. Mehr als 460 Bilder.

Würde er auch nur einen Fuß in einen der Ausstellungssäle setzen, würde er geradewegs in den Bereich der Bewegungssensoren tappen. Alarm würde ausgelöst, das Licht eingeschaltet. Bewaffnete Sicherheitsleute hätten ihn auf ihren Monitoren. Sie würden ausschwärmen. Selbst wenn er von seiner Compoundarmbrust, einer präzisen Waffe aus Leichtmetall, Kunststoff und Kohlefasern, deren Bogenenden mit Lenkrollen für die Sehne bestückt sind, wodurch eine größere Hebelwirkung erzeugt wird – also selbst dann, wenn er von dieser Waffe Gebrauch machte, säße er in der Falle.

Noch während er an all das denkt, arbeiten seine Hände wie von einer äußeren Kraft gelenkt. Eines seiner beiden Picksets hat nun die passende Antwort auf eine weitere verschlossene Türe. Dahinter schraubt sich eine steinerne Wendeltreppe zum Dachboden. Oben angekommen hält der schwarze Mann inne. Er lauscht . . . nichts.

Eine hölzerne Klappe. Überraschenderweise nicht verriegelt. Er schlüpft hindurch. Modriger Geruch schlägt ihm entgegen. Ein schwacher Lichtschein dringt durch ein Dachfenster herein. Stirnlampe ausschalten, abnehmen, einstecken.

Die Gesichtsmaske ist mittlerweile feucht von seinem Schweiß. Das Bild am Rücken ist sperrig. Beim Gang über die Wendeltreppe haben die Ecken der Kunststoffhalterung die staubigen Seitenwände da und dort gestreift und dabei strichförmige Spuren hinterlassen.

Auf dem Dachboden stehen wuchtige Schränke aus dunklem Holz. Deren Inhalt könnte von längst vergangenen Epochen erzählen. Die Dachbalken verleihen dem Raum etwas Drückendes. An einer Stelle versperrt ein Haufen alter Schindeln die Sicht. Dem Mann mit dem Bild am Rücken ist, als verspüre er einen Luftzug. Ein grober Mantel hängt an einem in die Wand getriebenen Nagel. Darunter stehen Männerstiefel. Kommt jemand regelmäßig hier herauf? Ist da vielleicht sogar jemand? Der Mantel. Die Stiefel . . .

Die schwarze Gestalt bleibt stehen. Regungslos. Eingefroren. Wie zuvor im Depot. Wie eine Statue mit einer Maske, deren Sehschlitz ein angestrengt umherblickendes Augenpaar freigibt. Die Zeit verrinnt nicht mehr, sie tropft nur noch durch den unbekannten Raum, zäh wie Harz, zäh wie das mit den Händen durchdrungene Innere der Truhe.

Nach zwei Minuten und der unbestätigten Überzeugung doch allein hier oben zu sein löst sich die Statue von ihrem Standort und schleicht zu dem Dachfenster.

Es ist verriegelt, aber nicht versperrt. Und es ist undicht. Er öffnet es vorsichtig und spürt sogleich eine frische Brise. Der Luftzug von vorhin – er ist offenbar von hier gekommen.

Mit geschmeidigen, zugleich kraftvollen Bewegungen klettert der Maskierte nach draußen, auf das schräge Kupferdach. Von hier oben erlaubt er sich einen Blick über die Metropole. Lichterketten markieren den Verlauf der großen Straßen. Die Aussicht ist berauschend.

Die im Scheinwerferlicht strahlende Kuppel des Petersdoms; Rom, die ewige Stadt.

Nun greift der Kletterer zu einem Wurfhaken, Leichtmetalllegierung. Vorsichtig klappt er dessen Krallenarme aus. Dann befestigt er ein Seil an dem Haken und legt ihn am Rahmen der Dachluke an. Das Ding muss ordentlich sitzen. Gleich wird das Leben eines Menschen daran hängen. Sein Leben. Halten die Krallen nicht, gibt es nur eine Konsequenz: einen Sturz vom Dach des Museums auf das nackte Pflaster.

Er wirft einen Blick über die Schulter in Richtung Dachkante und atmet tief durch. Die Überquerung der kupfergrünen Dachschräge muss schnell gehen. Da oben kann man ihn von Weitem sehen.

Handschuhhände umfassen das Seil an dem vierarmigen Haken. Ziehen an ihm, erst leicht, dann erhöhen sie die Zugkraft. Zwei Krallen dringen in das alte Holz des Fensterrahmens ein. Es knirscht. Noch ein kurzer Blick über die Schulter und los geht's, rückwärts über das Dach. Die Hände am Seil. Dieses ist straff gespannt. Schnell ist die mit einer steinernen Einfriedung versehene Dachkante erreicht. Der Maskierte zählt bis drei. Bei drei geht es aus einer Höhe, die einem dreistöckigen Wohnhaus entspricht, in schwindelerregendem Tempo entlang der braunroten Steinfassade abwärts. Das Seil surrt, der Boden kommt rasch näher. Plötzlich ist es hell.

Das Licht der Scheinwerfer ist erbarmungslos.

Noch grässlicher ist der Ton der Sirene. Penetrant. Durchdringend. Er zerreißt die Stille. Er vernichtet sie geradezu.

Der Mann am Seil hat den Alarm ausgelöst. Gleich sind sie da. Gleich preschen sie herbei, die Wachen.

Am Boden angekommen lässt er das Seil einfach los. Soll es dort hängen bleiben. Jeden Augenblick können sie um die eine oder andere Ecke oder gar um beide Ecken des Gebäudes gelaufen kommen.

Doch er hat es gewusst. Er rechnete damit, dass er beim Abseilen die Alarmzone der Bewegungsmelder durchschneiden würde.

Phase drei.

Laufen. Schnell laufen.

Im Kontrollzentrum spielen sich schrille Szenen ab. Aufgescheuchte Sicherheitsleute mit gezogenen Pistolen hasten durch die Gänge. Nervosität. Geschrei.

Ein Mitarbeiter ist geistesgegenwärtig genug, sich das Band jener Kamera anzusehen, in deren Feld der Angreifer, wenn auch nur für wenige Sekunden, geraten ist. Das Video zeigt, wie eine schwarze Gestalt mit einem rechteckigen Gegenstand auf dem Rücken außen an der Hausmauer nach unten rast, fast so schnell, als ob sie falle, kurz vor dem Boden bremst, das Seil loslässt und ohne zu zögern das Rasengeviert vor dem Gebäude übersetzt.

Der Mann am Monitor brüllt in den Sprechfunk. Seine Meldung von einer unbefugten Person, die sich vom Museumsdach abgeseilt hat, ändert unmittelbar nichts daran, dass einige Aufpasser erst noch im Inneren des Gebäudes herumrennen; begierig darauf, einen Einbrecher zu schnappen, anstatt sofort die Verfolgung aufzunehmen.

Jetzt öffnet sich das Haupttor der vatikanischen Pinakothek. Wie gereizte Wespen schwirren Sicherheitsleute umher. Suchen die Grünanlagen ab, die von den Päpsten seit mehr als sieben Jahrhunderten gepflegt werden: die Vatikanischen Gärten. Sie bedecken die Hälfte des 44 Hektar großen Staatsgebiets der Vatikanstadt.

Der Läufer nimmt eine Route, auf der er stumme, aber verlässliche Komplizen hat: Bäume. Eine botanische Selektion, bestehend aus Steineichen, Platanen, Pinien, Zedern, Zypressen, Kampfer- und Lorbeerbäumen, gibt ihm Deckung. Auch Sträucher und andere Gewächse säumen seinen 612 Meter langen Weg. Forsches Tempo, sperriges Gepäck. Die Zeitvorgabe: zwei Minuten und 20 Sekunden.

Die Fluchtroute Richtung Sixtinische Kapelle führt über Rasenflächen, parallel zur Strada dei Giardini, entlang des lang gezogenen Museumskomplexes, der im 90-Grad-Winkel zur Pinakothek ausgerichtet ist. Der Läufer hält sein Tempo hoch. Er kennt seine Kraftreserven, weiß, wie ausdauernd er ist. Vier Schritte lang einatmen, zwei Schritte um die Luft auszustößen. Der Rücken des Läufers ist unter der rechteckigen Fracht und unter der in den Overall integrierten Gummischicht schweißbedeckt. Er fühlt auch den Schweiß auf seiner Stirn, der ihm die Maske an den Kopf klebt.

Schreie. Er hört Schreie, die ihn aus einiger Entfernung erreichen.

Weiterlaufen. Sein Körper braucht jetzt mehr Sauerstoff. Nicht mehr während vier Schritten, sondern schon alle zwei Schritte einatmen.

Eins, zwei, einatmen.

Eins, zwei, ausatmen.

Jetzt passiert der Läufer die Casina di Pio an deren Ostseite. Ein in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Papst Pius IV. angelegtes Gartenhaus, das zur päpstlichen Akademie der

Wissenschaften gehört. Von Palmen flankiert nimmt sie sich in sternenklarer Nacht gut erkennbar aus.

Schon erreicht er die Hinterseite des berühmtesten Doms der Christenheit. San Pietro in Vaticano.

Kreuzt die auf geschwungener Bahn zum Gouverneurspalast führende Via del Governatorato. Dann die Grünfläche neben der ockergetünchten Kirche Santo Stefano degli Abissini.

Eins, zwei, ein-, eins, zwei, ausatmen. Ein, ein, aus, aus. Kurs halten.

Linker Hand erscheint der Gerichtspalast, ein schmuckloser Klotz, rechts der Bahnhof.

Abermals hört der Maskierte Schreie. Diese kommen seitlich von ihm aus dem Halbdunkel. Schreie, die, und das erkennt er sofort, anders klingen, als jene der Museumswachen. Unaufgeregter, beherrschter. Das sind nicht irgendwelche Schreie, das sind Rufe. Nein. Befehle. Militärisch klingende Befehle. Er weiß, was das bedeutet: Die Schweizer Garde, die persönliche Schutztruppe des Papstes, ist hinter ihm her.

Weiterlaufen. Tempo.

Unmittelbar vor ihm liegt die nächste schützende Baumgruppe. Die gibt ihm wieder Deckung. Doch knapp hinter den Bäumen wird sein Weg abrupt enden: an der mächtigen, am Fuße breiteren, sich nach oben hin verjüngenden Ziegelmauer, die den Vatikan säumt.

Die Gardisten sind gut ausgebildet. Männer, deren Urväter erstmals im Jahr 1506 zum Schutze des Papstes aus Zürich angerückt waren. Sie holen schnell auf. Ein Mann mit einer Armbrust kann sie nicht aufhalten.

Da kommt sie schon, die unerschütterliche Ziegelmauer. Er kann ihr nicht ausweichen. Es bietet sich kein Versteck.

Die Gardisten kommen immer näher.

Er sitzt in der Falle.

Ein letzter Vorteil bleibt ihm. Er ist noch unentdeckt.

Ein zweiter Leichtmetallhaken fliegt in hohem Bogen durch die Luft und fängt sich klirrend an der Außenkante der Ziegelmauer. Ein verräterisches Klirren. Die Verfolger wissen jetzt, wo sie hinlaufen müssen. Das stachelt ihren Jagdinstinkt noch mehr an. Und sie sind schnell.

Ist es kurz zuvor rasant in der Falllinie nach unten gegangen, so verhält es sich jetzt umgekehrt. Der Weg führt senkrecht nach oben. An dem Haken ist ein Seil befestigt. Es weist alle 30 Zentimeter einen Knoten auf, damit die Hände nicht abrutschen. Der Fliehende läuft geradewegs die Mauer hinauf. Das Gesetz der Schwerkraft – es scheint für einige Augenblicke aufgehoben zu sein.

Am Scheitelpunkt angekommen holt der Mann, der die Schwerkraft überlisten kann, das Seil ein, verlegt den Haken von der Außen- an die Innenkante der Mauer, sodass dessen Stiel den Weg nach draußen weist.

Die Schweizer Garde sieht die dunkle Gestalt auf der Oberkante der Mauer balancieren. Damit haben Verfolger Sichtkontakt. Nur noch wenige Meter. Wütendes Keuchen. Und die Vorahnung zu spät zu kommen.

Am Ziel. Die Mauer ist erreicht. Aber nicht mehr rechtzeitig. Das Phantom ist verschwunden. Der Fluchtweg ist so ausgedacht, dass am Ende nur noch der niedrigste Abschnitt des Walls überwunden werden muss. Auch ein Sprung hinunter auf den an der Mauer entlangführenden Gehsteig wäre möglich. Doch aus Rücksicht auf seine wertvolle Fracht vermeidet der Mauerkletterer eine harte Landung. Er nutzt das Seil.

Resignierende Wachleute sehen auf ihren Monitoren die Bilder, die eine außen an der Ziegelbarriere angebrachte Überwachungskamera liefert. Sie sehen die unbefugte Person, die die letzte Hürde überwindet, indem sie sich am Seil hinunter hantelt. Sie werden sich später diese Aufnahme noch viele Male kopfschüttelnd ansehen.

Am Fuße der Mauer wendet sich der Mann nach rechts, läuft ein kleines Stück durch die Via della Stazione Vaticana. Dabei greift er in eine Seitentasche seines Overalls, zieht die fein säuberlich zusammengelegte Arbeitsjacke heraus. An ihrer Innenseite sind zwei Klettverschlüsse angebracht. Die Gegenstücke befinden sich an den Schultern des Overalls.

Im Nu bildet die Jacke eine Art Umhang, der die Armbrust zudeckt, sie vor neugierigen Blicken abschirmt. Um diese Zeit ist in dem Viertel zwar kaum jemand unterwegs, aber es kann immer blöde Zufälle geben.

Weg mit der Maske. Er zieht sie sich vom Kopf und verstaut sie in der frei gewordenen Seitentasche.

Über einen Stiegenabgang gelangt er in die Via Aurelia. Dort wendet er sich nach rechts, geht unter der Eisenbahnbrücke durch und erreicht ein am Straßenrand abgestelltes Auto. Da steht er. Ein kleiner Fiat. Gemietet unter falschem Namen.

Der Schlüssel ist im rechten vorderen Radkasten deponiert. Kofferraum öffnen, Bild und Armbrust hineinlegen, Arbeitsjacke drüberlegen, Kofferraum schließen. Einsteigen. Losfahren. Wenig später ist der Dieb in den Straßen Roms verschwunden.

Ein kleines Hotel am Stadtrand. Das Zimmer ist zugesperrt. Der Schlüssel steckt innen an der Türe. Die Vorhänge sind zugezogen. Ein Nachtschälmpchen als Lichtquelle. Das Lämpchen ist

wackelig, das Licht gelblich. Sie liegt auf dem Bett. Ein schwach wahrnehmbarer Geruch nach Raumspray hängt über ihr.

Eine junge Frau. Entblößt. Nur ein Schleier, ein luftiger, blauer Schleier, ruht zwischen ihrer Weiblichkeit und seinem Blick.

Ihr Mund deutet ein Lächeln an.

Er bewundert sie; kann nicht von ihr ablassen. Und je länger er sie ansieht, desto stärker ist ihm, als wäre die Entführte auf seiner Seite.

1. Kapitel

Der Auftraggeber

„Willkommen!“

Keine Erwiderung.

Stille.

„Willkommen in meinem Domizil, sehr verehrte Madame! Ich hoffe, Sie haben eine angenehme Reise gehabt.“

Die Worte verhallen im Raum.

Monsieur M. ist aufgeregt. Das kommt selten vor. Wenn es so ist, redet er mehr als sonst und drückt sich hochgestochen oder überschwänglich aus.

„Sie werden sich schnell an Paris gewöhnen, Madame.“

Als ob er dies selbst nicht ganz glauben könne, fragt er nach: „Sie sind doch nicht traurig, weil Sie Rom verlassen mussten?“

Noch immer keine Reaktion. Aber er lässt sich nicht beirren.

„Vermutlich hängen Sie nicht übermäßig an der ewigen Stadt. Bestimmt sind Sie einst dorthin gebracht worden, ohne dass Sie vorher gefragt wurden. War es nicht so?“

Jetzt hilft Monsieur M. ein bisschen nach, neigt den Kopf ein kleines Stück nach vorne und sieht der jungen Dame in die Augen.

Das nützt. Endlich. Sie antwortet.

Sie antwortet mit einem werdenden Lächeln.

Er ist erleichtert und lässt, wenn auch stockend, ein Zugeständnis folgen: „Gewiss, Ihre Reise zu mir erfolgte auch . . . nun ja, auch ich habe Sie nicht vorher gefragt, ob Sie nach Paris kommen wollen. Ob Ihnen der Ortswechsel recht ist. Dafür entschuldige ich mich. Pardon.“

Verlegen fügt er an: „Sie sind auf der Reise doch hoffentlich so behandelt worden, wie es einer Dame gebührt?“

Wieder diese subtile Antwort: der Hauch eines Lächelns, weich und dezent.

Monsieur M. hat nicht das Gefühl mit einem Gegenstand zu sprechen. Gewiss, ein Bild *ist* ein Gegenstand. Dennoch sieht er die Frau auf der Leinwand als eben solche. Nicht als Objekt.

Ein Altbau am Montmartre. Ein herrschaftliches Gebäude. Die Fassade ist mit Jugendstildekor geschmückt.

Sein Appartement liegt im Dachgeschoß. Er schätzt es ganz oben zu sein. Die anderen unter sich zu haben. Alles zu überblicken.

Sein Arbeitszimmer ist ein kultivierter Ort. Alte Möbel, Gemälde, Bücher. Obgleich der Raum etwas Würdevolles hat, kommt er ohne Zwanghaftigkeit aus.

Allerdings gibt es schon etwas, nun ja, weniger Schönes. Die Apparaturen im hinteren, schmäleren Teil des Raumes; klobige Fremdkörper, die jeder Ästhetik entbehren und ganz und gar nicht hierher passen. Man würde sie eher in einem physikalischen oder in einem chemischen Labor vermuten. Hier wirken sie wie Artefakte einer anderen Zivilisation.

Zurück in den vorderen Teil des Arbeitszimmers. Eine bis zum Plafond reichende Bücherwand tut sich auf. Die Bibliothek. Sie gibt Monsieur M. Rückhalt. Die Kunstbände, die Enzyklopädien, die Monografien, die Romane und die Sachbücher, die Prosa, die Lyrik und die Anthologien – sie kann er immer fragen. Die Bücher sind seine Freunde. Sie stehen ihm bei. Teils akkurat aufgereiht, teils ungeordnet übereinander liegend warten sie Tag und Nacht auf ihn. Wenn er nicht da ist, flüstern sie miteinander. Tauschen ihre Schätze aus, ergänzen einander, schließen Lücken. Aus ihren Inhalten bauen sie gemeinsam einen mächtigen Wissensturm. Wer davorsteht, weiß, dass er nichts weiß.

Sein Schreibtisch ist aus westindischem Mahagoni, Ahorn und Satinholz gefertigt. Ein prächtiges Möbelstück. Darauf erhebt sich ein Bücherstapel. Der besteht permanent, wechselt jedoch in seiner Zusammensetzung und damit in seinen Farbschichten. Je nach Buchrücken. Gegenwärtig dominieren Schwarz, dunkles und helles Blau, Moosgrün und zwei Noten eines rostigen Rots.

Vor der Buchrückenkulisse hält sich nun die Frau auf, die es von Rom nach Paris verschlagen hat.

Durch zwei hohe, mehrteilige Doppelfenster, beide halb geöffnet, fällt Sonnenlicht ein. Es streichelt den entblößten Körper der Unbekannten. Schmiegt sich an die weiblichen Formen. Das Bild, das seit Jahrhunderten kein solches Hell erlebt hat, scheint die Energie der Sonne aufzunehmen. Es wirkt, als leuchte es von innen heraus.

Der Oberkörper der Frau, aus Sicht des Betrachters auf der linken Hälfte der Leinwand, wird von zwei großen, dunkelroten Polstern angehoben; ihr rechter Arm ist abgewinkelt, sodass sie sich darauf abstützen kann. Sie liegt auf weißem Tuch. Dieses nimmt den unteren Bildrand ein. Es weist viele Falten auf.

Sie ist jung – eher ein Mädchen als eine Dame. Ein Schleier bedeckt ihren Schoß. Ein blauer Schleier. Mehr ein Berühren denn ein Bedecken.

Der Bewunderer ist nicht sicher, ob er den Schleier mag, unterbricht dieser doch die fein geschwungenen Umrisslinien des Körpers.

Zu der Szenerie gehört ein Garten. Man sieht ein Stück Wiese. Die wird durch ein Mäuerchen begrenzt. Der Hintergrund ist bukolisch. In der Ferne erhebt sich Hügelland. Mit Bauernhäusern, Kornspeichern, Scheunen, Mauern, Dächern und Bäumen.

Monsieur M. ist ein Mann in den besten Jahren. Sein Äußeres hat etwas gemeinsam mit den Bildern, die er liebt. Wenn man ihn aus der richtigen Distanz betrachtet, ergibt sich eine Gesamtkomposition. Ein elegantes Arrangement. Nichts Zufälliges.

Er ist großgewachsen, hager, hat silbergrau meliertes Haar. Seine schmale, gerade Nase verleiht ihm etwas Aristokratisches.

Und da ist diese extravagante Nebenbeschäftigung. Er sammelt Kunstwerke. Seine Vorliebe gilt den Meistern der Renaissance.

Neun Bilder und zwei Skulpturen aus dieser antikenberauschten Epoche hat er bereits zusammengetragen. Elf Werke. Allesamt vortrefflich.

Die Beschaffung erfolgt meist „unkonventionell“. So drückt es Monsieur M. aus.

Käuflicher Erwerb scheitert oft daran, dass Vieles gar nicht zum Verkauf steht. Wenn er ein Werk gefunden hat, das er nicht kaufen kann, aber unbedingt haben muss, lässt er es nach Möglichkeit - stehlen.

Sieben der elf Schaustücke, sieben Bilder, das neue eingeschlossen, sind so in seinen Besitz gelangt.

Finanziell betrachtet besteht nicht viel Unterschied zu einem Kauf. Beide Varianten sind teuer. In der Vorbereitung jedoch - da ist die „unkonventionelle“ Beschaffung deutlich

anspruchsvoller; geradezu komplex. Sie weist zwei Seiten auf. Eine innere und eine äußere. Beide sind mehrschichtig.

Die innere, die subjektive Seite verlangt die Fähigkeit zu staunen. Wer ein künstlerisches Werk nicht zu würdigen weiß, wird ein solches auch nicht unbedingt haben (wollen). Wer hingegen der Magie des Staunens ergeben ist, streckt seine Fühler aus. Zur Regung auf der inneren Seite gesellt sich ein Aktivwerden auf der äußeren Seite.

Wo soll man suchen? Überall! Aus der Erde wird der Planet der schönen Künste. Jede Weltgegend birgt ihre Schätze. Es genügt jedoch sich in der alten Welt umzusehen. Vor allem wenn es um Renaissancekunst geht.

Den Entdeckungen folgt eine Auslese. Dabei prüft Monsieur M., welche Werke in seine Sammlung passen könnten. Ist ein Ziel ausgemacht, lässt er eine Risikoanalyse vornehmen. Besteht nennenswertes bis hohes Risiko bei der Beschaffung erwischte zu werden, wird das Vorhaben verworfen. Ist die Wahrscheinlichkeit eines Fehlschlags gering bis überschaubar, beginnt die Planung.

Wer plant, begehrt etwas. Begehren gehört zur inneren Seite der Tat. Es liegt eine Schicht tiefer als das Staunen.

Sein Pendant auf der äußeren, der objektiven Seite besteht darin, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Dies wiederum entfaltet eine Wechselwirkung. Es lässt das Begehren wachsen. Bis es so ausgeprägt ist wie ein Fötus im zehnten Monat. Dann ist die tiefste Schicht der subjektiven Seite erreicht.

Auf der objektiven Seite folgt die operative Phase: die Beschaffung selbst.

Geht alles glatt, ist es ein vollendeter Coup. Bisher ist immer alles glatt gegangen.

Auch dieses Mal hat Monsieur M. alle Schichten durchmessen. Er ist dabei ruhig geblieben, wie es seiner Manier entspricht. Nur am Schluss ist ein bisschen Nervosität aufgekommen. Das ist verständlich. Schließlich hat er so lange in Ungewissheit verharren müssen, bis seine im Ozean der Begehrlichkeit treibende Beute das ihr zuge dachte Ufer erreicht hat.

Das ist gerade eben geschehen. An diesem Sonntag, dem 25. Oktober 2015, früh am Morgen, ist die Bestellung abgeliefert worden.

Niemand darf von dem neuen Bild wissen. Niemand von der Kollektion erfahren. Mit einer Ausnahme. Eine unkonventionelle Beschaffung verlangt einen unkonventionellen Beschaffer. Einen solchen gibt es. Er hat Monsieur M. noch nie enttäuscht. Auch diesmal nicht.

Der Beschaffer hat zuerst die obligate Risikoanalyse vorgenommen. Dabei hat er das Risiko ertappt zu werden als überschaubar eingestuft. Dann ist er ans Werk gegangen. Im doppelten Sinne des Wortes. Diesmal ist es knapp gewesen. Ziemlich knapp. Doch der Job in Rom ist erledigt worden. Auftragsgemäß. Professionell.

„Sie gestatten?“, fragt Monsieur M. höflich und legt das Oberteil seines Maßanzugs ab. Er hängt es über die Lehne des Schreibtischstuhls. Dieser ist ebenso wie der Prachtschreibtisch aus Mahagoni, Ahorn und Satinholz gearbeitet.

Das Mädchen mit dem blauen Schleier schweigt.

Indessen legt sich die Aufgeregtheit des Sammlers.

Mit aufgeschlagenen Hemdsärmeln tritt er an das rechte der beiden Fenster. Die blassblaue Helligkeit des Himmels über Paris lässt ihn blinzeln. Schützend zieht sich seine Augenpartie zu Sehschlitzen zusammen. Fächerförmig angelegte Fältchen leiten sich von seinen Augenwinkeln ab. Sein Blick schweift über die Dächer der Nachbarschaft. Er fühlt die Sonnenstrahlen auf seiner Haut. Riecht die Bäume, die unweit des Hauses stehen. Ihr Atem liegt noch in der Luft, obwohl sie schon einen Gutteil ihrer Blätter verloren haben.

Das metallische Klopfen eines über das Kopfsteinpflaster der Avenue Junot fahrenden Lieferwagens dringt bis hinauf zu seinem Arbeitszimmer, wird leiser. Und verhallt. Sonst geschieht nichts. Der Zustand am Montmartre gleicht jenem auf dem Bild: Es herrscht Frieden. Ein Frieden in blassblau. Der Farbe des Himmels.

* * *

Ende Oktober 2015. Der Vatikan nimmt interne Ermittlungen auf.

1100 Kilometer Luftlinie entfernt ist die Hölle los. Und es gibt weltweit keinen Ort, zu dem dieser Zustand weniger passt – als zum Vatikan.

Nach außen hin wird der Schein gewahrt. Man tut so, als herrsche selige Ruhe. Der in die italienische Hauptstadt eingebettete Kirchenstaat weiß, wie man Probleme von der Oberfläche verschwinden lässt. Darin hat er lange Erfahrung. Seit dem vierten Jahrhundert nach Christus. Seit Kaiser Konstantin.

Den realitätsüberdeckenden Schutzschirm liefern die Mythen von einem Reich im Himmel. Dem Reich eines Gottes, der als Vater, als Sohn und als Geist beschrieben wird.

Doch hinter den Kulissen rumort es gehörig. Der Angriff auf die päpstliche Kunstsammlung wirkt wie ein Stachel im Fleisch des klerikalen Machtzentrums.

Sogenannte Schläfer werden geweckt; Leute, die offiziell biedere Verwaltungsdienste verrichten, im Ernstfall aber als *Spione* eingesetzt werden.

Diese sollen ausschwärmen. An Orten auftauchen, an denen niemand mit ihnen rechnet. Gerüchte aufschnappen. Gespräche belauschen. Sie sollen Informanten und Kontakteleute abklappern; Details sammeln, die Rückschlüsse auf ein großes Ganzes zulassen; nach Anomalien suchen. Das uralte Spitzelnetzwerk des Vatikans. Seit Jahrhunderten gebiert und hütet es Geheimnisse aller Art.

Diplomaten werden aktiviert. Der Heilige Stuhl hat den ältesten diplomatischen Dienst der Welt. Als dieser offiziell verständigt wird, wissen die meisten Außenstellen bereits, worum es geht. Mänder, die flüstern; Ohren, die mithören. Spione, Diplomaten – wer vermag zu unterscheiden?

Die *Gendarmeria Vaticana* arbeitet bereits an dem Fall.

Ausgewählte Leute der *Questura di Roma* werden von der Römischen Kurie, der Zentralverwaltung des Kirchenstaates, über den Anschlag auf das Innenleben des Museums in Kenntnis gesetzt. Beamte, die dem Klerus so manche Großzügigkeit, so manchen Karrieresprung verdanken, solche, die man einschaltet, wenn die Zeit gekommen ist, um fällige Gegenleistungen einzufordern.

Zu guter Letzt wird ein *Detektiv* angeheuert. Ein Mann, der gut sein soll, den aber niemand so recht kennt. Einer, von dem es vage heißt, man treffe ihn nie in seinem Büro an. Einer, der dauernd unterwegs ist - wo auch immer auf dem Erdkreis.

Mit der Leitung des Einsatzes beauftragt die Kurie einen ebenso eigenmächtigen wie verschwiegenen Mann: *Kardinal Baldassare Divizio*, den Leiter des vatikanischen Archivs. Eifersüchtig hütet Divizio vor allem jene Bestände seines Reichs, die nicht einmal der Wissenschaft offenstehen. Als Ermittlungsleiter bringt er eine Tugend mit, die immer seltener wird: Geduld.

Allen Beteiligten ist der Ernst der Lage bewusst. Der Gegenschlag wird vorbereitet. Was abhandengekommen ist, muss und wird zurückgeholt werden.

Monsieur M. tritt vom Fenster zurück und dreht sich zur Bücherwand. Ein Band in der untersten Regalreihe enthält ein Lesezeichen zwischen zwei Seiten, die einem Künstler aus Florenz gewidmet sind. Antonio Pollaiuolo. Dieser hat sich getraut, szenisch losgelöste Nacktheit darzustellen. Pollaiuolo, der Name bedeutet übrigens Geflügelhändler, tat dies in den Sechzigerjahren des 15. Jahrhunderts, als es ganz und gar unüblich war, Blöße um ihrer selbst willen zu zeigen. Mögen es auch die Siebziger- oder Achtzigerjahre gewesen sein. Genau weiß man das nicht. Er war jedenfalls früh dran.

Nacktheit dominiert auch das Bild auf dem Schreibtisch. Deshalb denkt M. an Pollaiuolo. An dessen Kupferstich „Kampf zehn nackter Jünglinge“. Ebensolche sind dem Florentiner einst Modell gestanden. Das hat ihm aber nicht gereicht. Um sich anatomische Kenntnisse anzueignen, hat er heimlich Leichen seziiert. Damit das Muskelspiel seiner Hüllenlosen möglichst echt aussieht.

Posierende Jünglinge und aufgeschnittene Leiber.

Nackte und Tote; die Proponenten großer Werke. Schon immer.

Das Bild auf dem Schreibtisch trägt keine Signatur. Dieser Umstand verstärkt bei M. das Bedürfnis nach einer ersten Einordnung. Offensichtlich handelt es sich um ein Werk der italienischen Renaissance. Geschaffen im künstlerischen Diskurs zwischen Venezianern und Florentinern.

Die Venezianer haben die Potenz der Farben beschworen.

Die Florentiner sind eher formverliebt gewesen.

Colore versus Disegno.

Eher florentinisch wäre es also, würde das Bemühen um richtige Perspektiven vorherrschen. Oder wenn es auf eine ausgeglichene Komposition ankäme. Etwa durch regelmäßige Anordnung der Figuren.

Eher venezianisch wäre es, wenn es koloristische Souveränität besäße. Wenn die Farben der Lagunenwelt leuchteten.

Ich glaube, da steht ein venezianisches Bild auf meinem Schreibtisch.

M. fixiert es. Dabei stützt er sich mit den Armen auf der Tischkante ab. Diese antwortet mit einem Ächzen.

Der Sammler zelebriert den Moment. Nur sie, die Neue. Und er. Als hätte der Planet der schönen Künste nur zwei Bewohner.

Allmählich geht sein Betrachten in ein Sinnen über. Renaissancemaler vereinnahmen seine Gedanken. Sie bleiben zwar Schattengestalten, ohne Antlitz, jedoch leben einige ihrer Werke vor seinem geistigen Auge auf.

Da sind badende Frauen in dunkelgrüner Landschaft. „Nymphen beim Bad“. Eine um das Jahr 1525 entstandene Arbeit von Jacopo Negreto, genannt Palma il Vecchio. Intime Körperstellen hat der Meister mit weißem Tuch bedeckt. Pikanterweise aber nicht alle. Undurchdringliches Blattwerk schützt die jungen Gottheiten. Vertieft man sich in die Badeszenen, wandelt sich ihre Erotik in Melancholie. Das mag an den weichen Farbübergängen liegen. Jacopo Negreto war immerhin Venezianer.

Noch immer lehnt der Sinnende vornüber auf seinem Schreibtisch. Sein weißes, maßgeschneidertes Hemd wird dabei über seinen Rücken gespannt und dadurch wiederum ein Stück aus dem Hosenbund nach oben gezogen. Das merkt er nicht. Aber vom langen Vorbeugen spürt er sein Kreuz. Er öffnet die Augen, stellt sich gerade hin und drückt seinen Rücken durch. Das hilft.

Necken durch Nacktheit; Verdecken und Verhüllen; dieses Ringen um Grenzen des Anstands, ist den Malern von damals nicht fremd gewesen. Mitunter waren sie freizügiger, als es Gottesfürchtige vertragen konnten.

Sein Blick ruht auf dem blauen Schleier.

Unbekannter Meister, was hat Dich bewogen diesen blauen Schleier zu malen? Hast Du Dich auch zu weit vorgewagt?

Bei zu viel nackter Haut fällt ihm oft Michelangelos „Jüngstes Gericht“ ein - dieser zentrale Teil der berühmtesten Fresken der Welt, aufgetragen in der Sixtinischen Kapelle, in jenem Bauwerk, an dem fast ein halbes Jahrtausend später der Meisterdieb mit seiner Beute vorbeigelaufen ist. Unbedeckte Geschlechtsteile der vielen muskulösen Figuren mussten nach Michelangelos Tod auf päpstliche Weisung übermalt werden. Mit sogenannten Schamtüchern. Die dafür angeheuerten Künstler wurden im Volksmund spöttisch Höschenmaler genannt.

M. stellt sich wieder ans Fenster. Spürt die von Stunde zu Stunde zunehmende Kraft der Herbstsonne auf seinem Gesicht; der Sonne, die sich noch immer Mühe gibt, alle Winkel des Bildes auszuleuchten. Dennoch – und mag das Mädchen noch so offen in die Außenwelt blicken, ist da etwas, das sich nicht greifen lässt. Etwas, das sich fein oszillierend einer spontanen Deutung entzieht.

Wer sind Sie? Eine Allegorie der Schönheit? Oder der Sinnesfreude?

Gab es Sie wirklich? Oder sind Sie der Gedankenwelt Ihres Schöpfers entsprungen?

An dieser Stelle fällt ihm die Meeresnymphe Galatea ein. Dem unschuldigen, aber doch ein bisschen koketten Gesicht der lieblichen Nymphe, die auf einer von Delphinen gezogenen Muschel über den Ozean surft, begleitet von Wasserwesen und Putten, liegt eine Idee zugrunde. Die Idee eines Idealbildes. Ein gewisser Raffaello Santi hat diese mythologische Figur im Palazzo eines römischen Bankiers an die Wand gemalt. 1512 ist das gewesen. Keine Frau ist je für Galatea Modell gestanden. Sie ist eine Männerfantasie.

Sind Sie auch nur herbeifantasiert worden?

Er setzt sich wieder hin und ist versucht sich jetzt schon festzulegen.

Sie sind ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen. Keine Fantasiegestalt. Sie müssen gelebt haben. Sie müssen ihre Geschichte haben.

Freilich hat Raffaello Santi, besser bekannt unter seinem Kurznamen Raffael, auch echte Menschen gemalt. Modelle, die er zu seinen Geliebten gemacht hat. Oder umgekehrt.

Auch für die berühmteste Muttergottes der Kunstgeschichte, für die Sixtinische Madonna, die er für die Klosterkirche des Städtchens Piacenza geschaffen hat, ist eine seiner Geliebten Modell gestanden. Ihr Gesichtsausdruck spiegelt Entsetzen wider. Auch dem Kind, das sie in ihren Armen trägt, ist der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Philosophen, Dichter, Maler haben schon gerätselt, warum das so ist.

Raffael hat auch einige Gemächer des Papstes Julius II. mit Fresken ausgestattet.

Hinter vatikanischen Mauern waren wohl auch Sie zu bewundern. Raffael muss Sie gesehen haben. Sie haben ihm bestimmt gefallen.

Er erhebt sich erneut. Schiebt dabei mit den Kniekehlen seinen Edelholzschreibtischstuhl zurück. Die Stuhlbeine reagieren mit einem klagenden Knarren. Ein paar Atemzüge lang bleibt er noch vor der unkonventionell beschafften Unbekannten stehen.

„Ich weiß noch nicht, welche Geheimnisse Sie bergen. Aber ich werde es herausfinden.“

Respektvoll tritt er ein paar Schritte zurück. Er möchte ihr nicht den Rücken zukehren. Schließlich verlässt er erschöpft sein Arbeitszimmer.

Das von ihm gesponnene Gewebe aus Gedankenfäden schwebt noch eine Zeit lang schwerelos durch den Raum. Aber bald ist es nichts mehr wert. Armselig wie ein Bettlergewand bleibt es an den vielen Büchern hängen.

Ende Oktober 2015. Der Bund der Fünf tritt zusammen.

Kerzen. Viele weiße Kerzen. Sie brennen auf eisernen Standleuchtern. Der Geruch nach heißem Wachs liegt schwer in der Luft.

In staubigen Wandnischen flackern Öllampen. Ruß steigt auf.

Das Züngeln der vielen kleinen Flammen projiziert unstete Schattierungen auf die alten Mauersteine, erweckt diese zum Leben, als wären sie ein organisches Gebilde.

In das Züngeln und Flackern mischt sich eine schnarrende Stimme.

„Brüder in Christo, wir wurden angegriffen.“

Ohne Einleitung eröffnet Kardinal Baldassare Divizio das Konsilium. Nach seinen ersten Worten hält der 75-Jährige inne. Blickt grimmig in die Runde. Das frostige Graublau seiner Augen verstärkt deren Strenge. Etwas Abgründiges liegt in diesen Augen. Keiner der Mitbrüder kann sich der Aura des Oberen entziehen. Es ist eine unheilvolle Aura.

Divizio, Protektor der geheimen Bestände des vatikanischen Archivs, nunmehr Leiter der Ermittlungen, hat gerufen. Vier andere Kardinäle sind dem Appell gefolgt. Sie folgen ihm überall hin. Das müssen sie. Denn sie haben ihm die Treue geschworen. Sie haben seinen Ring geküsst; den goldenen Ring, dessen Siegel einen Stier zeigt. So haben sie das Sodalitium, den geheimen Bund, gegründet. So haben sie ihre Initiation vollzogen.

Es ist eine okkulte, zu Verschwörung und Ranküne neigende Gesellschaft, die sich als Hüterin einer höheren Ordnung versteht. Die Mitglieder des Bundes gehen nicht mit der Zeit. Sie lassen diese und ihre Mitbringsel an sich vorüberziehen. Säkulares Gedankengut halten sie für gefährlicher als die Pest. Wissenschaftler, die sich mit der Entstehung des Universums befassen, erachten sie als Feinde.

„Mögen die Himmelsforscher auf ewig verdammt sein. Ketzer, verstockte Ketzer. Sie rauben uns den heiligen Gral, füllen ihn mit dem Gift des Fortschritts und überschütten damit die Welt.“ Hasstiraden wie diese stammen von Divizio. Sie dienen ihm dazu, seine Kardinäle auf ihre Mission einzuschwören: das Bewahren der alten Hierarchien.

Einmal im Monat findet eine Zusammenkunft statt. Zusätzlich gibt es außerordentliche Sitzungen, wenn mindestens zwei einfache Brüder danach verlangen. Oder wenn eine krisenhafte Lage eintritt. Eine solche sieht der Obere nun gekommen.

Das Konsilium findet immer am selben Ort statt. Dort, wo das klandestine Ritual zur Gründung der Gesellschaft stattgefunden hat. In der steinernen Kammer mit den zum Leben erwachenden Mauersteinen.

Diese liegt unter der vatikanischen Sakristei. Sie ist nur durch eine unscheinbare Klappe im Boden erreichbar. Eine schmale Wendeltreppe aus Holz führt nach unten. Würde man jemanden an diesem verborgenen Ort zurücklassen und die Klappe verschließen, gäbe es für den armen Teufel kein Entrinnen. Früher einmal bestand ein schmaler Tunnel zu der im Erdreich unter dem Petersdom liegenden römischen Nekropole. Diese Verbindung zu der alten Totenstadt ist seit langem mit Erde und Mauersteinen zugeschüttet.

„Brüder in Christo, wir wurden angegriffen.“

Divizio wiederholt diesen Satz. Als er ihn zum ersten Mal ausspricht, kann er noch ein Wispern vernehmen. Jetzt ist es still. Alle Augen sind auf ihn gerichtet.

„Ein Einbrecher hat unsere Kunstsammlung heimgesucht. Er hat ein Bild gestohlen und ist damit entkommen. Das belegen die Aufnahmen der Überwachungskameras. Das Objekt muss im Magazin aufbewahrt worden sein. Es hing nicht in einem der Schauräume.“

Was auf dem Gemälde zu sehen ist – darüber verliert der Obere des Geheimbundes nur wenige Worte: „Ein nacktes Weib. Das Gemälde zeigt ein nacktes Weib.“

Ob das Motiv des Bildes Rückschlüsse auf das Motiv des Diebes zulässt? Kam es Letzterem darauf an, ein Frauenbild zu stehlen?

Diese Überlegung schiebt Divizio beiseite.

Breiteren Raum widmet er dem Aufruf, nein, dem Befehl die Tat aufzuklären. Mit allen Mitteln. Der schmallippige, asketische Mann, den niemand je lachen gesehen hat, lässt auch keinen Zweifel daran, dass es dem Bund der Fünf zukomme, den dreisten Dieb zu jagen und zur Strecke zu bringen. Als Leiter der Ermittlung kann er alle Kräfte einsetzen. Die Spione, die Diplomaten, die Polizei und den Detektiv. Das hat er auch vor. Aber die effizienteste Waffe, davon ist er überzeugt, ist der Bund. Denn dieser agiert im Verborgenen und, wenn es sein muss, auch außerhalb weltlicher Gesetze.

„Quomodo . . . wie konnte das passieren?“ Diese naheliegende Frage kommt von Sebastiano Milledonne, einem Würdenträger, der durch seine dürre Figur auffällt. Er ist flachbrüstig, hat hängende Schultern. Seine Wangenknochen stehen ebenso hervor wie sein Kropf. Seine blauschwarzen Augenringe gemahnen an Erschöpfung. Obgleich er mit seinen 69 Jahren der Jüngste des Bundes ist, sieht er aus, als läge er auf dem Sterbebett.

Der Spruch „Mens Sana in Corpore Sano“ ist ihm wohlbekannt. Doch diese Worte treffen auf ihn nicht zu. Seine Physis mag über seinen Intellekt hinwegtäuschen, doch so schwächlich er auch ist – sein Verstand ist klar.

Milledonne spricht bevorzugt Lateinisch. Er sieht diese Sprache als eine Verbündete, die seine Gedanken verkleidet. Mit ihr zusammen fühlt er sich anderen überlegen. Nun, nachdem er seine

Frage an das Sodalitium gestellt hat, fährt er sich mit den Fingern über seinen deprimierend kahlen Schädel.

Divizio hebt warnend die Hand. Zum Zeichen dafür, dass er Spekulationen nicht dulden werde. „Woran es genau gelegen ist, werden wir erfahren. Die Garde wird unser Sicherheitskonzept überarbeiten müssen. Noch einmal darf das nicht passieren. Niemand wird je wieder eindringen können.“

Dann schweigt er bedeutungsvoll.

Bleierne Stille erfüllt den Raum.

Schließlich stellt der Obere selbst die Frage, die ihn am meisten beschäftigt.

„*Wer* war es?“

Spontane Ausrufe bleiben aus. Die Brüder des Bundes wissen, dass der Primus dergleichen nicht hören will. Niemand sagt etwas. Reglos sitzen sie da. Im Schein der gierig züngelnden Kerzen und Öllampen. Ihre Schatten wirken wie Wesen aus einer Zwischenwelt, die auch an der Versammlung teilnehmen wollen. Flüchtige Wölkchen der Öl- und Wachslichter steigen auf und verbreiten dabei den Geruch offenen Feuers.

Schließlich ist es Zuàne Pizzamano, der sich zu Wort meldet: „Wer stiehlt schon ein Bild, von dem anzunehmen ist, dass die ganze Welt danach suchen wird? Dass wir vorerst den Mantel des Schweigens über diese Tat legen würden, konnte niemand voraussagen.“

Der Kardinal wartet ein paar Sekunden, bis er sicher sein kann, dass die anderen diese Überlegung aufnehmen und legt noch eine Frage nach: „Wer ist überhaupt in der Lage, unbemerkt Leoninische Mauern zu überwinden, ein eingelagertes Bild an sich zu nehmen und mit der Beute und heiler Haut zu entkommen? Ein Auftragsdieb? Ein Profi?“

Der 73-jährige Pizzamano ist mit seinen 1,85 Metern Körpergröße kein Riese, aber doch von stattlicher Erscheinung. Er färbt sich sein noch immer dichtes Haar schwarz, was ihm ein kraftvolles und auch unnatürliches Äußeres verleiht.

Pizzamano gehört dem Rat der Apostolischen Poenitentiarie an. Als solcher ist er es gewohnt, bohrende Fragen zu stellen, um letztlich über Ablässe oder Vergebung der Sünden entscheiden zu können.

Die Richtung, in die sich die Sitzung bewegt, behagt Divizio gar nicht. Je mehr Fragen aufgeworfen werden, desto weniger Kontrolle hat der Bund der Fünf.

Als ob die bisherigen Rätsel nicht genug wären, macht sich nun Vincenzo Tomei durch ein Brummen bemerkbar. Tomei gehört der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen an. Die anderen vier richten ihre Blicke auf ihn. Dies wahrnehmend lässt er sich noch eine Sekunde

mehr Zeit, ehe er den Gedanken von Pizzamano fortsetzt: „Wenn es ein Auftragsdieb war, wer - wer bitte, ist dann der Auftraggeber?“

So als ob es eine besondere Leistung wäre diese logische Frage zu stellen, lehnt sich Tomei saturiert zurück. Der matte Kerzenschein lässt die dicken Wangen des 74-Jährigen rötlich schimmern. Der Kugelbauch des Würdenträgers, für den Völlerei offensichtlich keine Sünde darstellt, wölbt die schwere, schwarze Kutte, die er trägt. Tomei stellt das Gegenteil des schwächtigen Milledonne dar, der in seinem Habit zu verschwinden droht.

Alle tragen grobe, schwarze Kutten. So schwarz wie ihre zum Leben erwachten Schatten.

Weil er einsieht, die bohrenden Fragen doch nicht unterdrücken zu können, verzichtet Divizio darauf seinen Brüdern das Wort abzuschneiden. Am Kopf der rechteckigen Tafel, um die sich die fünf versammelt haben, sitzt er aufrecht auf seinem gedrechselten Holzstuhl. Dessen Lehne ist höher als die der vier anderen Sitze. Seine Hände ruhen auf der schweren, fast schwarzen Tischplatte. Der Ring mit dem Relief des Stiers reflektiert den Glanz des Kerzenlichts. Durch seine angespannte Körperhaltung entsteht der Eindruck, er könne jederzeit aufspringen.

Tut er aber nicht. Stattdessen löst er seine Versteifung im Rücken und lehnt sich zurück. Dabei pflügt er mit den zu einem Rechen gekrümmten Fingern seiner rechten Hand mehrmals kreuz und quer durch seinen grauen Bart. So als gäbe es dort, zwischen den gekräuselten Barthaaren, etwas zu finden. Vielleicht eine erste Spur.

Die Brüder wissen die Geste des Oberen richtig zu deuten. Denn als die Hand mit den langen, knöchigen Fingern und dem Siegelring durch den Bart streicht, wird unwillkürlich ein düsterer Wesenszug des Kirchenmannes offenbar: Vergeltungssucht.

Einer der versteinerten Amtsträger, die besser in die Zeit der Inquisition passen würden, denn ins 21. Jahrhundert hat bisher geschwiegen: Hieronimo Pasqualigo, Präfekt der Kurie.

Der 89-Jährige ist mit Abstand der älteste des Bundes der Fünf. Er ist nahezu kahlköpfig. Nur ein grauer Haarkranz ist ihm geblieben. Er trägt eine Brille mit schwarzer Fassung.

Er räuspert sich, um sich aller Blicke zu bemächtigen. Auch jener von Divizio. Alsdann stellt er unter Beweis, dass er noch über beachtliche geistige Gewandtheit verfügt. Trotz seines Alters. „Wir kriegen ihn, wenn wir organisiert suchen. Wenn alle zusammenarbeiten. Wir setzen unsere Spione ein. Und unsere Botschafter. Und die Gendarmeria. Ebenso wie unsere Leute bei der Questura. Und diesen Detektiv. Unser ganzes Repertoire. Ich spreche von einem konzertierten Vorgehen.“

Divizio nickt zufrieden. Wenigstens einer, der nicht nur Fragen stellt, sondern gewillt ist zu handeln.

Für gewöhnlich ist Pasqualigo für die Evangelisierung zuständig. „Wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Dieser Satz aus dem Markusevangelium ist sein Leitspruch.

Er reist viel. Denn er sieht sich als Missionar. Und als so etwas wie den heimlichen Außenminister des Heiligen Stuhls.

Das Reisen strengt ihn zwar an, doch es verhindert, dass er Rost ansetzt. Auf Reisen poliert er seine Sprachkenntnisse auf. Außer Lateinisch und Italienisch spricht der Alte auch Englisch, Französisch und Griechisch.

Jemand, der sein Leben dem Bekehren anderer verschrieben hat, kann bedrohlich werden, wenn nicht passiert, was er möchte. Auch in jener Nacht nimmt er das Heft in die Hand.

Unter den kalten Blicken des Ermittlungsleiters ist es der Greis mit den schwarzgerahmten Brillengläsern, der den Bund auf die Wiederbeschaffung des gestohlenen Bildes einstellt.

Im letzten Akt des Konsiliums gibt wieder Divizio den Ton an. Er teilt den Brüdern Aufgaben zu. Milledonne, der Dürre, und Tomei, der Kugelbäuchige, sollen den Einsatz der Spione und der Diplomaten koordinieren. Und Ansprechpartner für die Gendarmeria Vaticana und die Questura di Roma sein. Zudem sollen sie selbst Nachforschungen anstellen. In den eigenen Reihen. Divizio meint freilich nicht alle 840 Einwohner des kleinsten Staates der Welt und auch nicht die 4000 Beschäftigten, die von außen zur Arbeit kommen, sondern den Klerus.

Pasqualigo, der Alte, und Pizzamano, der Großgewachsene, sollen sich für Außeneinsätze bereithalten. Letzterer soll dabei als Leibwächter des Greises fungieren.

Damit geht der Bund der Fünf in Kampfformation.

Aus der alten Zeit, vor mehr als 600 Jahren

Das Geheimnis des Bildes

Kapitel I

Jacopo und der goldene Spiegel

Gottesmutter, heilige Madonna, ich bitte Dich, lass mich diesen Tag überstehen!

Venedig, anno 1414. Eine drückende Julinacht. Jacopo Bellini konnte nicht schlafen. Seine Gedanken kreisten um den nahenden Tag. An diesem würde sich alles entscheiden. In der Dachkammer war es stickig. Und viel zu warm. Jacopo starrte in die Dunkelheit. Alles, was er sah, war schwarz. Fieberhaft versuchte er sich vorzustellen, wie der Tag verlaufen könnte, der erste Arbeitstag in einer Werkstatt, einer Bottega.

Würde es überhaupt ein Arbeitstag werden? Oder würde er nach ein paar Stunden, vielleicht schon nach ein paar Minuten wieder gehen müssen? Würde er probeweise malen müssen? Wenn ja, wäre er verloren. Er konnte nicht malen. Weder malen, noch zeichnen, noch skizzieren, noch irgendetwas anderes.

Ich weiß nicht, wie Bilder gemacht werden. Aber ich will es lernen. Ich will Lehrling werden.

Alles quälte ihn. Die Befürchtung, er könne sich als untauglich herausstellen. Die Wärme, die sich in der kleinen Kammer staute. Die konturlose Schwärze der Nacht, der letzten Nacht vor dem großen Tag.

Er stellte sich vor zu schreien, seine Zweifel herauszuschreien und dabei die über den Dächern liegende Stille zu zerreißen. Es blieb bei der Vorstellung. Denn es war einfach zu still um Lärm zu machen. Dafür war er auch viel zu schüchtern.

Wärme. Schwärze. Stille. Ihm war flau im Magen. Sein Nacken schmerzte. In seinem Kopf rumorte es. Doch seine Gedanken ließen sich nicht verscheuchen.

Was wird der Herr von mir erwarten? Er kann nicht von mir erwarten, dass ich schon alles kann. Ich bin doch ein Neuling. Unkundig durch und durch. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Aber er hatte sich in den Kopf gesetzt ein Artifex zu werden. Ein Handwerker der Künste. *Ich will meine Umgebung neu entstehen lassen. Alles um mich herum. Und mich selbst auch. Ich will die ganze Welt abbilden können.*

Das war es, das ihn faszinierte: alles neu entstehen lassen zu können. Menschen, Tiere, Pflanzen, Häuser - Häuser mit stickigen Dachkammern, einfach alles. Schon mit Tagesanbruch könnte sein Malerleben beginnen. Das Ziel war nah. Und doch so fern. Endlich, als zwischen vierter und fünfter Stunde die Morgendämmerung die Finsternis der Julinacht wegschob, erhob sich der Venezianer von seiner speckigen, mit Stroh gefüllten Matratze. Ihm war schwindlig. Das Aufstehen kam ihm so mühsam vor, als wäre er ein gebrechlicher, alter Mann.

Jacopo war 14 Jahre alt. Er war nackt und er war verschwitzt, als er sich mit den Händen abgestandenes Wasser aus einer Schüssel ins Gesicht schaufelte. Die Schüssel stand auf einem roh gezimmerten Schemel an der Wand der knapp vier Meter langen und dreieinhalb Meter breiten, mit Ton gedeckten Dachkammer.

Kein Luftzug regte sich. Keine Laute des Wassers.

Das Meer. Manchmal war sein Schwappen zu hören, wenn es gegen die Mauern drängte. An diesem Morgen nicht. Alles war still. Bis auf das Gurren einer Taube irgendwo in der Nachbarschaft.

Das Wasser aus der Schüssel rann dem Burschen in dünnen Rinnsalen vom Gesicht über den Körper. Es tropfte auf den rauen Boden, wo es rasch in den staubtrockenen, unter Jacopos Bewegungen leise knarrenden Dielen versickerte.

Er griff zu einer zweiten Schüssel, hielt diese zwischen seine Beine und urinierte hinein. Feine Spritzer stoben in alle Richtungen, solange der heiße Strahl kräftig blieb. Einige spürte der Bursche auf den Innenseiten seiner Oberschenkel.

Ein weißes Hemd mit gepufften Ärmeln lag bereit. Jacopo zog es an. Es war sein einziges. Sein Vater hatte es ihm besorgt. Es war ihm um einiges zu groß. Er war zu dünn für das Hemd.

Die eng anliegenden Beinkleider, die Calze, die er nun anzog – die passten. Sie waren aus schwarzem Stoff, der knapp unter den Knien mit sorgfältig genähten Bündeln abgesetzt war. Schwarze Strümpfe, sonst trug er nie Strümpfe, und schwarze, spitze Stoffschuhe machten die Garderobe komplett. Seine feine Garderobe für seinen großen Tag.

Auch ein schwarzes Wams hatte er sich am Vortag säuberlich bereitgelegt. Auf dieses verzichtete er. Mit gespreizten Fingern strich Jacopo mehrmals durch sein braunes, fast schulterlanges Haar, bis er das Gefühl hatte, dass es halbwegs ordentlich aussah. Sollte er nun die rostrote Haube aufsetzen? Die trug er gerne. Aber sie verstärkte die Hitze, statt sie abzuhalten. Nein. Auch die Haube blieb, wo sie war.

Durch die Dachluke, unter der bei Regen die Waschschüssel stand, um Wasser aufzunehmen, konnte Jacopo ein Stück Himmel sehen. Der Himmel war mittlerweile hellblau. Nur hellblau. Kein Wölkchen.

Zu hören war nun gar nichts mehr. Die Taube war verstummt.

Es roch nach Stroh und Holz. Und Urin.

Jacopos Vermieterin war eine humor- und zahnlose Witwe. Stets trug sie ein schwarzes Kopftuch und eine schwarze Schürze. Für gewöhnlich lauerte sie wie eine Spinne im Netz, ob Jacopo ungebetene Besucher ins Haus brachte. Für sie waren im Grunde alle Gäste ungebetene Gäste. Insbesondere „unzüchtige Frauen, die sich auf den Gassen herumtrieben“, wie sie immer keifte. Aber bisher hatte Jacopo noch nie Besuch gehabt.

Als ihr Mieter an jenem Morgen aus dem Haus schlich, schlief sie noch.

Zuallererst suchte der Jüngling eine nahe gelegene Backstube auf. An deren Tor konnte man Tag und Nacht klopfen. Das tat er nun. Nach einer halben Minute drang ein schnaubendes Geräusch nach außen; nach einer weiteren halben Minute öffnete die dicke Alte, auf die er gewartet hatte. Sie schien nie zu schlafen. Wann immer man Einlass begehrte, machte sie grußlos auf und sah einen abwartend an. Beim Anblick des Burschen

wusste sie sogleich, was zu tun war. Luft vernehmlich durch ihre geschürzten Lippen ausblasend, deutete sie ihm einzutreten und machte kehrt. Jacopo blickte geistesabwesend auf ihren Hintern. Der war von einem hellen, langen Arbeitsrock bedeckt. Der Rock war fleckig, der Hintern von beeindruckender Größe. Bei jedem schlurfenden Schritt wurde dieses an Opulenz kaum zu übertreffende Gesäß auf die eine oder andere Seite geschoben. Bis die Alte in ihrem schmalen Gemäuer verschwunden war.

Der Geruch frischer Teigkruste. Jacopo blickte ratlos umher. Viel war nicht zu sehen. Nur zwei mehrfach geflickte Säcke Mehl, die auf Holzscheiten lagen und ein Kübel, randvoll mit Zwiebeln. In der Wartezeit zupfte er an seinem Hemd herum. Spürte, wie ihm der Schweiß über den Rücken rann.

Immer noch wortlos kehrte die Alte zurück. In der einen Hand hielt sie ein noch warmes Stück Weißbrot, in der anderen eine Inghistera, eine der typisch venezianischen Glasflaschen. Diese war halb gefüllt mit frischer Ziegenmilch.

Die warme, säuerliche Milch wollte sofort getrunken werden. Andernfalls hätte die Frau entweder die Flasche aus dem Haus geben - oder ihr Kunde hätte ein Gefäß zum Abfüllen dabei haben müssen. Ein solches hatte Jacopo nie mit. Warum auch? Wie gewohnt führte er die Inghistera an seine Lippen und trank sie mit einem Zug aus. Der Alten war anzusehen, dass sie sich derweil über seine eleganten Kleider wunderte. Sie sagte nichts. Stattdessen streckte sie die Hand nach der Flasche aus. Jacopo reichte sie ihr und bezahlte. Mit dem noch warmen Brot verließ er die Backstube.

Die Lagunenstadt war in Sechstel aufgeteilt. Er befand sich im Sestiere San Polo. Am westlichen Rand. Sein Ziel lag im Sestiere Castello, ganz im Osten. San Polo war eigentlich ein Inselchen. Es wurde von einem kleineren Kanal, dem Río di San Polo, tangiert und war so wie seine Nachbarlande von der Schlaufe des großen Kanals, des Canalezzo, begrenzt.

Der nun mit Wegzehrung ausgestattete Bursche hatte sich in der Nacht den besten Weg durch den Kopf gehen lassen. Den beschritt er nun, den Blick nach vorne gerichtet. Die Fassaden der dem Meer entwachsenen Steinhäuser verschmolzen zu einem dekorativen Ganzen. Hier in den Calli, den schmalen Gassen, die ihm so vertraut waren und auf den Fondamente, den breiteren Straßen entlang der Flösschen und Kanäle, ließ es sich aushalten. Hier draußen zwischen Himmel und Meer war es angenehmer als in der Dachkammer. Das schon. Trotzdem sehnte er sich nach ein bisschen Wind auf seiner Haut. Doch die Luft stand still.